

Reformation damals – Kirche heute

Überlegungen zum 500. Reformationsjubiläum 2017 aus katholischer Sicht von Bischof Joachim Wanke

Klemens Maria Hofbauer (gest. 1820), österreichischer Redemptorist und Volksmissionar, war sicherlich kein Ökumeniker. Dazu waren die Zeiten, in denen er seelsorglich wirkte, nicht angetan. Dennoch ist von ihm ein bemerkenswerter Satz überliefert, der bei dem späteren Heiligsprechungsprozess ein gewisser „Stein des Anstoßes“ war. Klemens Maria Hofbauer hatte seinerzeit in einem Gespräch die Ansicht geäußert, die Kirchenspaltung durch Luther sei deswegen gekommen, „weil die Deutschen das Bedürfnis hatten und haben, fromm zu sein“.¹

Dieser Satz ehrt die Deutschen, aber vermutlich mehr jene des 16. Jahrhunderts, weniger jene unserer Gegenwart. Oder täusche ich mich? Ich möchte bei diesem Vortrag, der sich im weitesten Sinne als ein Beitrag zur Reformationsdekade versteht, einige Impulse vorgeben, die das nachfolgende Gespräch anregen wollen.

1. Von 1517 zu 2017: eine religiöse Horizontverschiebung

Wenn über die Fernwirkung der Reformation Luthers gesprochen werden soll, muss zunächst der völlig veränderte religiöse Horizont der heutigen Zeit bedacht werden.

Luther war durch und durch ein *homo religiosus*. Seine Botschaft kam in einer gesellschaftlichen und kirchlichen Situation zur Wirkung, die von einem fraglos vorgegebenen Gotteshorizont bestimmt war. Nicht die Gottesexistenz stand zur Disposition, sondern das Gottesverständnis. Genauer: Es ging darum, eine durch spätmittelalterliche Frömmigkeitspraxis verdunkelte biblische Grundaussage wieder zur Geltung zu bringen: den Vorrang der unverdienbaren Gnade vor jedem religiösen Werk.

Ganz anders heute. Nicht irgendwelche Einzelheiten des christlichen Glaubensbekenntnisses stehen heute zur Disposition, sondern der Gottesglaube insgesamt. Sind wir mit uns selbst allein – oder gibt es wirklich ein letztes

¹ Vgl. H.Schermann (Hg.), Klemens Maria Hofbauer. Profil eines Heiligen, Wien 2001, 28.

Gegenüber des Menschen, ein geheimnisvolles DU, das einen Namen trägt und sogar ein Interesse an uns Winzlingen eines gigantischen Kosmos hat? Wenn überhaupt, steht heute diese Frage an. Es geht um den 1. Glaubensartikel: Ich glaube an Gott. Diesen Satz verneinen viele Menschen nicht mehr mitsprechen zu können. Die Ursachen dafür sind vielgestaltig: das Denken der Aufklärung, die Infragestellung des Glaubens durch die Naturwissenschaften, die Christentumskritik Nietzsches, die Religionskritik des Marxismus-Leninismus, aber noch mehr die furchtbaren Erfahrungen von Inhumanität und Grausamkeiten in der jüngsten Geschichte, manchmal auch der Zweifel, der sich aus eigenen bitteren Lebenserfahrungen speist. Sicherlich: Der ausdrückliche, kämpferische Atheismus früherer Generationen hat derzeit mehr der Variante eines milden Agnostizismus Platz gemacht. Dennoch hat ein Denken, das Martin Luther und seinen Zeitgenossen noch fragloser Hintergrund leidenschaftlicher und manchmal auch lustvoller Kontroversen war, heute für die weitaus meisten Menschen keine Bedeutung mehr. Der jüngst geführte theologische Streit zwischen Katholiken und Protestanten um die Rechtfertigungslehre hat dies deutlich gemacht. Für die säkulare Öffentlichkeit war das alles Theologie-„Chinesisch“, höchstens interessant im Blick auf das taktische Verhalten der Kirchen und ihrer Wortführer und möglicherweise von Interesse hinsichtlich der Rückschlüsse, die man auf innerkirchliche bzw. zwischenkirchliche Spannungen daraus ablesen konnte.

Unsere Welt ist eine andere – das macht es dem Protestantismus schwer zu erklären, wogegen er eigentlich seinerzeit protestiert hatte, und den Katholiken, sich mit dem Trienter Konzil zu identifizieren, also mit jenen bald nach Luther formulierten Zurückweisungen reformatorischer Ansichten (oder was man damals für solche hielt), die dem Katholizismus der letzten vier Jahrhunderte sein Gepräge gaben.

2. Eine Kirchenspaltung, die alle arm macht

Luther hat bekanntlich keine neue Kirche gewollt. Er hat die Kirche reformieren wollen. Ja – er war ein Reformkatholik, wenn man es so salopp formulieren will. Die Stadt Erfurt ist, wie ich manchmal gern sage, die Stadt, „in der Luther noch katholisch war“. Wir dürfen davon ausgehen, dass Luther dies auch nach 1517 bleiben wollte. Selbst eine so klobige und polemische Schrift aus späterer Zeit wie „Wider Hans Worst“ lässt das erkennen. Luther wollte die Kirche wieder zu ihren Ursprüngen zurückführen. Das 2. Vatikanische Konzil hat 450 Jahre später

wichtige Anliegen Luthers zur Geltung gebracht und wieder in der katholischen Kirche beheimatet. Ich weise nur hin auf die große Wertschätzung der Heiligen Schrift als bleibender Quelle des Glaubens und die Hochschätzung der Verkündigung des Wortes Gottes in der erneuerten Liturgie, die jetzt wie selbstverständlich auch in den Landessprachen gefeiert wird.

Luthers reformatorische Anliegen haben seinerzeit bei den kirchlichen und theologischen Instanzen sowohl in Deutschland als auch in Rom kein angemessenes Verständnis gefunden. Zudem sind die primär geistlichen Anliegen Luthers immer wieder von politischen Machtfragen überlagert worden. Das Lutherbild ist auf katholischer Seite nach Jahrhunderten der Polemik korrigiert worden. Ich nenne nur als Belege dafür das Wort der Gemeinsamen Römisch-katholischen/Evangelisch-lutherischen Kommission anlässlich des 500. Geburtstages Martin Luthers aus dem Jahr 1983, in dem Luther von beiden Seiten als „Zeuge des Evangeliums, Lehrer im Glauben und Rufer zur geistlichen Erneuerung“ gewürdigt wird.² Und weiterhin nenne ich das 1996 veröffentlichte gemeinsame Wort zum 450. Todestag Luthers aus der evangelischen und katholischen Kirche in Thüringen und Sachsen-Anhalt, das auch meine Unterschrift trägt.

Man muss feststellen: Jede Abgrenzung gegenüber einer als falsch angesehenen Position trägt die Gefahr eigener Verengung in sich. Noch kürzer: Dogmatisierungen, Grenzziehungen in Sachen Glaubenslehre blenden komplementäre Wahrheitselemente aus. Der Katholizismus nach Luther ist ärmer geworden. Er hat sich – zumindest in seinem Erscheinungsbild – zu einer Konfessionskirche hin entwickelt.

Für mich hat der Ausdruck Konfession etwas theologisch Einengendes. Die Redeweise von einzelnen christlichen Konfessionen ist sicherlich nicht ganz zu vermeiden. Besonders im säkularen Bereich wird sie zur Unterscheidung gebraucht. Wenn ich freilich diesen Begriff zur Beschreibung meines kirchlich-katholischen Selbstverständnisses benutzen soll, halte ich das für fragwürdig, ja für falsch. Konfessionalität als Begriff ist ein Notbehelf, der der Realität einer gespaltenen Kirche Rechnung trägt, mehr nicht. Doch gälte es gerade, diese Spaltung der einen Kirche Jesu Christi in „Konfessionen“ zu überwinden.

² Abdruck in: Dokumente wachsender Übereinstimmung, hrsg. von H.Meyer, Bd.II, Paderborn/Frankfurt a.M. 1992, 444-451, hier 445.

Diese Feststellung, dass Konfessionalität Verengung mit sich bringt, mag überraschen, aber ich bin in guter Gesellschaft, wie dieses Papstzitat aus der Enzyklika „Ut unum sint“ von 1995 beweist: „(Wir sind) uns als katholische Kirche bewusst (...), vom Zeugnis, von der Suche und sogar von der Art und Weise gewonnen zu haben, wie bestimmte gemeinsame christliche Güter von den anderen Kirchen und kirchlichen Gemeinschaften hervorgehoben und gelebt worden sind.“³ Eine Kirchenspaltung macht die danach übrig bleibende Kirche ärmer. Das ökumenische Miteinander kann uns helfen, voneinander zu lernen und geschichtlich bedingte Einseitigkeiten bzw. Verengungen wieder zu überwinden. Ich meine, dass die katholische Kirche diesbezüglich durch die Ökumene und den Austausch mit anderen kirchlichen Traditionen wieder „katholischer“ geworden ist, was meint: Sie hat vernachlässigte Elemente der gemeinsamen, 2000-jährigen Glaubenstradition wieder neu für sich entdeckt und in die eigene Frömmigkeitspraxis wieder neu integriert.

3. Religionsdialog und Konfessionsökumene

Das Erbe der Reformation wird in allernächster Zukunft in einem geistigen Kontext neu zur Sprache kommen müssen, der vom Dialog der Religionen bestimmt sein wird. Derzeit erleben wir die dramatische Ouvertüre zu einer neuen Begegnungsrunde der großen Weltreligionen. Der religiös begründete Terrorismus, etwa die Zerstörung des World Trade Centers in New York am 11. September 2001, ist nur eine äußerliche Begleitmusik einer Entwicklung, die von größter Bedeutung für die Zukunft unserer Menschheit sein wird. Die Rede des gegenwärtigen Papstes 2006 in der Universität Regensburg hat deutlich gemacht, worum es da gehen wird: um das Zusammenwirken der großen Weltreligionen für eine humanere Welt in Gerechtigkeit und Frieden. Doch auch ohne die Terrorakte vom 11. September 2001 gilt: Die Religionen, die bislang im Wesentlichen auf je eigene geographisch abgegrenzte Erdregionen beschränkt waren, rücken sich nun vielerorts ganz nahe auf den Leib. Und damit kommt es unausweichlich zu einer Begegnung und hoffentlich auch zu einem Dialog.

Wenn in dem kommenden Gespräch der Weltreligionen das Christentum seine Stimme einbringen will, wird es das nur tun können, wenn die Grundmelodie des

³ Papst Johannes Paul II, Enzyklika UT UNUM SINT (1995), Nr. 87.

Christlichen klar und profiliert zu vernehmen ist. Damit erhält die innerchristliche Ökumene, von der das vergangene Jahrhundert – gottlob – geprägt war, eine neue, unerwartete Dynamik. Die schon mit der Kirchenspaltung am Ende des 1. Jahrtausends einsetzende Entfremdung zwischen den Kirchen des europäischen Westens und Ostens und die mit der Reformation eingeleitete, bis heute fortdauernde Bewegung ständig neuer Abspaltungen christlicher Gemeinschaften muss und wird einer Bewegung zur Versöhnung der Kirchen und kirchlichen Gemeinschaften weichen.

Es wird eine Überlebensfrage des Christentums im soeben angebrochenen 21. Jahrhundert sein, das Problem der gegenseitigen Anerkennung und letzten Übereinstimmung im jeweiligen Christ- und Kirchesein überzeugend zu beantworten. Dass diese noch zu gewinnende Einheit der Christenheit keine langweilige, uniforme Einheit sein wird, sondern eine Einheit in Vielfalt, in geschichtlicher, kultureller und auch theologischer Eigengeprägtheit, das sei hier ausdrücklich angemerkt.

Die anderen großen Religionen werden das Christentum nur als Gesprächspartner ernst nehmen, wenn es sich als eine einheitliche christliche Kirche präsentiert, nicht als eine Kirche, aus der ein buntes, teils widersprüchliches Stimmengewirr ertönt. Wir werden nur im Weltdialog der Religionen eine Stimme haben, wenn die eigene christliche Grundüberzeugung klar konturiert ist und sich auch – sicherlich vielgestaltig, aber doch eben in sich schlüssig – als gemeinsame Position der Weltchristenheit darstellt.

Dieses Proprium des Christentums wäre für mich, hier in aller Kürze formuliert, seine Fähigkeit, zum einen den Gottesglauben mit seinem Wahrheitsanspruch vor dem kritischen Denken des Menschen zu verantworten, und zum anderen, nicht nur gegenüber den asiatischen Religionen, sondern auch gegenüber dem jüdischen Gottesglauben darzulegen, dass sein Gotteszugang in der Überzeugung beruht, dass sich Gott in Jesus Christus mit uns Menschen unwiderruflich und voll Erbarmen verbunden hat. Unser Zugang zu Gott ist allein und ausschließlich der Gottmensch Jesus Christus, so wie es Joh 14,9 der johanneische Jesus zum Ausdruck bringt: „Wer mich gesehen hat, hat den Vater gesehen“.

Ein Gottesglaube, der sich vor dem Denken verantwortet, und die Inkarnationsaussage („Und das Wort ist Fleisch geworden“, Joh 1,14) – das sind für mich die zwei Grundpfeiler des Christentums, noch vor allen weiteren

„konfessionellen“ Ausprägungen. Es wird zu fragen sein, ob es jenseits der von den Konfessionsgegensätzen her geprägten „Feinökumene“ zu solchen Fundamentalverständigungen innerhalb der verschiedenen „Christentümer“ kommen kann.

Ich fasse diesen Gedankengang zusammen: Der innerchristlichen Ökumene wird, so meine feste Überzeugung, durch den kommenden Religionsdialog Beine gemacht werden! Vielleicht ist das sogar die Absicht des Heiligen Geistes, wenn er uns jetzt die Muslime nach Europa schickt. Man kann gespannt sein, womit das 21. Jahrhundert uns diesbezüglich noch überraschen wird.

4. Verbindliche Glaubenseinheit in einer durchaus vielgestaltigen Kircheneinheit

Um die Bedeutung einer noch zu gewinnenden inneren und äußeren Einheit der Christenheit zu unterstreichen, möchte ich außerdem kurz diesen Gedanken hier entfalten: Es reicht nicht, dass wir Konfessionskirchen bleiben, die sich mehr oder weniger friedlich gegenseitig in ihren Verschiedenheiten anerkennen.

Meine Hoffnung wäre, dass das kommende Reformationsjubiläum uns darin bestärkt, mit neuer Energie gemeinsam auf das zuzugehen, was die Reformation eigentlich wollte: Die Erneuerung der einen heiligen, katholischen und apostolischen Kirche. Und das geht nicht dadurch, dass wir in wichtigen Punkten der Glaubenslehre, etwa auch im Verständnis der Kirche, weiterhin verschiedene Standpunkte vertreten. Wir brauchen eine substantielle Verständigung über die wesentlichen Glaubensfragen, die uns in der Kontinuität mit dem biblischen Zeugnis und dem apostolischen Erbe hält. Die gemeinsame Anerkennung dessen, was wir unter Rechtfertigung verstehen (vgl. die Erklärung von 1999), war hier ein gewichtiger Schritt nach vorn. Doch wenn wir beten: Ich glaube an die heilige christliche Kirche bzw. an die heilige katholische Kirche, bin ich mir nicht sicher, ob wir das gleiche meinen.

Kardinal Walter Kasper hat einmal in einem Vortrag am 23. Januar 2001 in Tübingen gesagt: „Die Fragen nach Amt und institutioneller Gestalt der Kirche berühren den theologischen Laien im Allgemeinen wenig. Doch hinter dieser Frage steht eine ganz und gar existentielle Frage. Es geht bei der Frage nach der Autorität in der Kirche letztlich um das verbindliche Sprechen und Handeln der Kirche. Dies

ist im heutigen pluralistischen, alles relativierenden Kontext eine Frage auf Leben und Tod; sie berührt das Herz des christlichen Glaubens... Ein alles gleich-gültig machender Pluralismus endet im Skeptizismus und letztlich im Nihilismus. Kirchen, welche auf die Frage einer verbindlichen Autorität keine überzeugenden Antworten finden, sind in der Gefahr in diesem alles mitreißenden Strudel unterzugehen.“ Kasper hat sich in dieser Frage übrigens ausdrücklich auf den evangelischen Theologen Pannenberg berufen.

Ich frage mich manchmal, ob heute wieder ein neuer Konfessionalismus am Wachsen ist, der sich damit begnügt, dass wir doch alle in versöhnter Verschiedenheit untereinander verbunden sind.

Wir hatten es soeben miteinander bedacht: Das Nebeneinander konkreter „Kirchentümer“ hat in den letzten drei Jahrhunderten in ihnen bestimmte Konfessionalismen hervorgebracht. Unter Konfessionalismen verstehe ich Ausdrucksformen des Glaubenslebens und Kircheseins, die sich vom Bestreben der Abgrenzung von den jeweils anderen erklären lassen, die aber kein genuiner Ausdruck des gemeinsamen apostolischen Glaubens sind und sein können. Darum bin ich so besorgt, wenn sich jetzt Stimmen mehren, die in der Ökumene vom Ziel einer sichtbaren, verbindlichen kirchlichen Einheit mehr und mehr abrücken.

Ist diese Zielvorgabe einer substantiellen Kircheneinheit wirklich so schnell abzuschreiben? Mir ist bewusst, dass die Vorgabe einer verbindlichen, sichtbaren Einheit der Kirche näher definiert werden muss. Gemeint ist keinesfalls uniformistische Einheitlichkeit, mit der man das ökumenische Ziel der Einheit im Glauben konterkarieren kann. Kardinal Walter Kasper, der langjährige Präsident des Einheitssekretariates in Rom, wird nicht müde, immer wieder darauf hinzuweisen. Die katholische Kirche selbst ist ja ein lebendiges Beispiel von Pluralität in der Einheit. Sie ist beileibe nicht nur römisch. Es gibt auch einen griechisch-katholischen Zweig der Kirche, freilich: unter dem Petrusdienst. Aber Ziel allen ökumenischen Bemühens sollte eine Einheit sein, die sich im gemeinsamen Bekennen des apostolischen Glaubens, im Verständnis der Sakramente (vornehmlich der Eucharistie und der Taufe) und im Verständnis der Kirche und des kirchlichen Amtes, einschließlich des Bischofsamtes und eines universalen Petrusdienstes eins weiß. Wo dem „widersprochen“ wird, was der andere für konstitutiv hält, kann es meines Erachtens keine gegenseitige Anerkennung (und übrigens redlicherweise auch keine Forderung nach gemeinsamer Eucharistie) geben.

Ein gutes Beispiel für solch eine gemeinsame Anstrengung, den Glauben gemeinsam auszudrücken, war etwa das Dokument des Weltkirchenrates, näher hin der Kommission für Glaube und Kirchenverfassung: „Gemeinsam den einen Glauben bekennen“ von 1991. Auch an die hoffnungsvolle LIMA-Erklärung der gleichen Kommission des ÖRK zu Taufe, Eucharistie und Amt von 1982 ist hier zu erinnern. Ich bedaure sehr, dass diese Anstrengungen zu einem gemeinsamen Verständnis des uns verbindenden Glaubens heute vernachlässigt werden oder zum Teil auch vergessen sind.

Ich halte es prinzipiell für nicht möglich, dass sich in der Lehre und im Kirchenverständnis voneinander abgrenzende Konfessionen gegenseitig als Kirchen anerkennen können. Das mag angehen, wenn es um die Regelung des gegenseitigen Verhältnisses der christlichen Kirchen und Gemeinschaften im gesellschaftlichen Raum geht. Doch steckt für mich im Plural des Begriffs Kirche eine grundsätzliche theologische Ungereimtheit. Das erklärt, warum Katholiken und Orthodoxe mit der Zielvorstellung der Ökumene als „Kirchengemeinschaft“, wie sie im Leuenberger Prozess verwirklicht werden soll, so wenig anfangen können, bei aller Anerkennung des Fortschritts, den Leuenberg für die innerevangelische Ökumene in den letzten Jahrzehnten gebracht hat.

Für uns und die Orthodoxie geht das Nachdenken über kirchliche Einheit mehr von der Leitvorstellung der *koinonia* aus, also in Richtung einer ekklesialen Gemeinschaft, in der sich die jeweiligen konkreten Kirchen als (im Bekenntnis und Amt geeinten) Schwesterkirchen verstehen. Dieses Einheitsmodell lässt sich vom Denken und der Praxis der Alten Kirche inspirieren, in der die Zugehörigkeit zur Universalkirche und die Eigenständigkeit der großen Patriarchate immer neu miteinander ausgeglichen wurden. Die neueren innerkatholischen Diskussionen über die Spannung zwischen Universalkirche und Ortskirchen zeigen, dass hier noch theologischer Reflexionsbedarf vorliegt.

Das 2. Vatikanische Konzil hat ohne Zweifel einen Durchbruch zu einem an der Alten Kirche orientierten Begriff von Kircheneinheit gebracht, hat aber noch keinen Weg aufzeigen können, wie der *koinonia*-Gedanke mit dem herkömmlichen römisch-katholischen Begriff von Kirche letztendlich zu vereinbaren ist. Papst Johannes Paul II. hat bekanntlich selbst die Frage aufgeworfen, wie z. B. sein „Petrusdienst“ so ausgeübt werden könnte, dass er der Einheit der Kirche dient. Hier ist also dringlich theologische Weiterarbeit notwendig. Das Dialogpapier

„Communio sanctorum. Die Kirche als Gemeinschaft der Heiligen“ (VELKD/DBK 2000) hat hierzu weiterführende Überlegungen vorgestellt.

Und noch eines sei hier angemerkt: Es ist nicht zutreffend, wenn gelegentlich die katholisch-evangelische Grunddifferenz mit der Formel festgemacht wird: Evangelischerseits geschehe Rechtfertigung „in“ der Kirche, katholischerseits „durch“ die Kirche. Kirche schiebt sich für Katholiken nicht zwischen Christus und den Menschen. Sie enthüllt mir vielmehr das Angesicht des Herrn, damit ich von ihm im Wort und Sakrament „erleuchtet“, lebendig gemacht werden kann. Sie ist mir Heilsraum, aber nicht Heilsursache. Sie ist Resonanzraum der Melodie des Evangeliums. Die Kirche kann nur „erklingen“ lassen, was Gott ihr vorgegeben hat. Sie soll es freilich so tun, dass diese Melodie die Herzen der Menschen ergreift und verwandelt.

Paulus gebraucht einmal das Bild, er verstehe sich als „Brautwerber“ (2 Kor 11,2), der zu Christus führen will. Eben darin zeigt sich mir, wofür Kirche steht. Und so habe ich es auch konkret in meiner Biographie erfahren. Durch die Kirche habe ich Christus und sein Evangelium gefunden, bzw. bin von Christus „gefunden worden“. Aber das bestätigt mir nur biographisch, was ich theologisch weiß.

Erfreulich ist in diesem Zusammenhang die Tatsache, dass sich (übrigens auf Anregung des Einheitssekretariates in Rom hin) einige Kirchen in Deutschland 2007 auf eine „Gemeinsame Erklärung zur gegenseitigen Anerkennung der Taufe“ einigen konnten. Diese wurde im Herbst 2008 in Magdeburg öffentlich unterschrieben. Die Kirchen anerkennen, dass sie in der Taufe ein gemeinsames Fundament haben, auf dem das Christsein und damit wohl auch das Kirche-Sein ihrer Gemeinschaften aufruht. Diese Verständigung ist eine Bestärkung auf dem Weg, sich auch in der Frage nach dem Wesen von Kirche einmal wirklich einigen zu können. Denn wenn die Taufe eine gemeinsame Eingangspforte ist, muss sie auch in das gleiche Haus der Kirche führen, nicht in verschiedene „Kirchenhäuser“.

Um die Intention meiner Überlegungen in diesem Abschnitt noch einmal zusammenzufassen, sage ich etwas „holzschnittartig“ so: Wir brauchen eine wirkliche, verbindliche Einheit der Kirche, eine Einheit durchaus in Vielgestaltigkeit. Eine Einheit in Verschiedenheit des Glaubens und Bekennens, mag diese noch so versöhnt sein, führt uns nicht wirklich weiter.

5. Die Reformationsdekade: Impuls zu einer neuen missionarischen Präsenz

Schließlich weise ich als weiteren Gesprächsanstoß auf die Aufgabe hin, in Thüringen und in Sachsen-Anhalt, im Lande Luthers eine neue missionarische Präsenz der christlichen Kirchen in der Gesellschaft zu gewinnen. Ich erinnere an die Synode der EKD 1999 in Leipzig und die dort von Eberhard Jüngel vorgetragene Rede zum Missionsthema. Auch unsere Kirche hat den Gedanken einer missionarischen Präsenz des Evangeliums in unserem Land neu in den Blick gerückt (Schreiben der katholischen Bischöfe „Zeit zur Aussaat“ 2000). Wir sollten uns gerade in den kommenden Jahren der Reformationsdekade über eine gemeinsame Strategie einer solchen „evangelisierenden“ Präsenz verständigen. Das wäre ein wirklich substanzieller Beitrag zur Reformationsdekade. Und dem könnte sowohl Luther wie auch der hl. Bonifatius zustimmen!

Das schließt den Gedankenkreis zu meiner ersten Bemerkung: Heute steht die Gottesfrage an – aber eben buchstabiert als Frage nach dem Menschen, nach dem Humanum, nach der gemeinsamen Zukunft aller Menschen. Sich darauf zu besinnen, nach Koalitionen bei der Gewinnung solcher Zukunft Ausschau zu halten, ist für mich ein Sich-Einlassen auf das Erbe Luthers.

Vermutlich haben wir Christen in den neuen Bundesländern da eine besondere Aufgabe. Westliches Kulturchristentum und östliche Kirchen- und Christentumsferne: Das ist eine Herausforderung für wache Christen. Ich behaupte einmal, dass die Bereitschaft zu einem neuen Hören auf die Botschaft des christlichen Glaubens im Osten besser ausgeprägt ist als im alten Westen. Was ganz fremd geworden ist, wird wieder interessant. Diese alte Lebensweisheit gilt wohl auch in diesem besonderen Fall. Freilich: Das erfordert auch von den Christen und Kirchen eine vertiefte Lernbereitschaft. Wir müssen wieder neu „auskunftswillig“ und „auskunftsfähig“ werden, so wie es Luther für seine Zeit war, aber eben im Lebenshorizont der Menschen von heute.

Ich wandle einmal eine Aussage von Ernst-Wolfgang Böckenförde ab, der davon sprach, dass „der freiheitliche säkularisierte Staat von Voraussetzungen (lebt), die er selbst nicht garantieren kann“⁴. Dieser Satz gilt analog auch von den Kirchen, letztlich von der einen Kirche Jesu Christi als geglaubter, von den Christen im

⁴ E.-W. Böckenförde, Die Entstehung des Staates als Vorgang der Säkularisation, in: ders., Recht, Staat, Freiheit. Staatsatheorie und Verfassungsgeschichte. Frankfurt a.M. 1991, 92-114, hier 112.

Credo bekannten Wirklichkeit. Die Kirche ist Gefäß, ist Widerschein des Evangeliums. Sie ist für das Evangelium, um des Evangeliums willen da. Sie ist – im Bild gesprochen – nicht der Ton selbst, sondern nur dessen Resonanzraum. Sie muss und darf den Ton, der allein von Gott ausgeht, zum Klingen bringen. Das ist ihre Aufgabe. Nicht mehr und nicht weniger.

Ich wünschte mir, dass dies Sonntag für Sonntag in allen Kirchen Thüringens geschieht. Leider sind immer noch viele Kirchen am Sonntag Vormittag geschlossen. Viele Kirchenbänke sind nur spärlich besetzt. Was würde wohl Luther dazu sagen? Wir brauchen auch heute eine Kirche, die in Thüringen und anderswo „den Dank vervielfacht“, wie Paulus einmal in einem Nebensatz formuliert und so Sinn und Ziel seines apostolischen Wirkens umschreibt (vgl. 2 Kor 4,15) Das können die Kirchen nur gemeinsam, nicht im Gegeneinander: den Menschen hierzulande den Gotteshorizont eröffnen, ihnen sagen und bezeugen, dass sie sich in einem ganz tiefen Sinne „verdankt“ wissen dürfen, das wäre für mich eine Kurzformel, mit der ich mich durchaus auf Martin Luther berufen dürfte – auch als katholischer Bischof.